

Kultur & Gesellschaft



Fankultur Zwei Zürcher drehen Videos über Fussball-Enthusiasten in Europa – und haben damit in Lateinamerika grossen Erfolg. 25

«Die Ausgebooteten erreichen»

Gregor Gysi, Fraktionschef der deutschen Linkspartei, gilt als brillanter Redner. An den Dokumentartagen in Basel sprach er über politische Rhetorik. Die Rechten seien darin oft gewiefter, sagt er.

Mit Gregor Gysi sprach
Alexandra Kedves in Basel

Laut Umfrage käme Die Linke bei Bundestagswahlen derzeit auf 7 Prozent der Stimmen. Bei der Wahl 2009 hatte Ihre Partei mit rund 12 Prozent Rekordgewinne. Müssen Ihre Kollegen in einen Rhetorikkurs bei Gregor Gysi?

Wahlverhalten hat zum Glück nicht bloss mit Rhetorik zu tun. Und jetzt beginnt der Wahlkampf ja erst. Aber es stimmt: Wir müssen den Leuten den Zusammenhang zwischen ihren privaten Misere und der Politik noch besser nahebringen. Auch den, dass die andern Parteien eine sozialere Politik machen, wenn die Linke Stimmen gewinnt. Eins muss ich einräumen: Rechts ist man oft rhetorisch gewiefter als links. Die Rechte kann Boulevardstil, und die Linken legen 50-seitige Essays vor und wundern sich, wenn die Leute abschalten. Dabei gehört rhetorisches Können zum Profil eines Profipolitikers: Wir brauchen die Rhetorik, um mit der Bevölkerung im Gespräch zu sein. Inzwischen twittere ich sogar.

Was ist gute Rhetorik?

Mein Anliegen ist, verstanden zu werden. Lernbar ist Rhetorik nur bedingt, denn sie hat auch etwas mit Echtheit zu tun. Grundsätzlich ist es bei mir so: Ich stelle Fragen, die mich und die Zuhörer interessieren – und beantworte sie am liebsten gleich selbst. Der Zuhörer fühlt sich angesprochen. Der geht nicht weg, hört nicht weg, wenn ich spreche – ich rede ja mit ihm, das wäre also unhöflich. Diese Technik kommt wohl daher, dass ich früh lernte, dass das «Was» nur durchdringt, wenn das «Wie» stimmt.

Warum mussten Sie das lernen?

Bei meinem Vater, der selber ein wunderbarer Geschichtenerzähler war, hatte man nur eine Chance auf Aufmerksamkeit, wenn ihn die Verpackung des Anliegens reizte. Das war eine frühe, harte Schule. Dann hat der SED-Staat das Seine dazu beigetragen. Der musste sich gar nicht anstrengen zu gefallen, weder in der Schule noch im öffentlichen Leben. Walter Jens hat einmal gesagt: Es gibt keine Rhetorik, wenn es nicht Rede und Gegenrede gibt. Und Letztere gibt es ja in Diktaturen nicht. Darum werden dort auf Parteitagen stundenlang Reden gehalten, und alles schläft. Wer in der DDR irgendwie dagegenhalten wollte, musste wenig und geschickt, schlagfertig und schnell sein: rhetorisch begabt.

Ihr Vater war DDR-Kulturminister, Ihre Mutter im Kulturministerium und am Theaterinstitut tätig. Sie hielten dagegen?

In der Schule passierte das fast aus Versehen, wir waren eher eine lahme Truppe. Ich musste etwa einmal für eine satirische Wandzeitung geradestehen, mit der ich gar nichts zu tun hatte. Später brauchte ich die Rhetorik dringend für meinen Beruf: Nur mit guter Rhetorik kann man – möglicherweise – eingreifen, wenn man als Anwalt vor dem Staatsapparat, dem Berufsrichter steht und die Meinungen bereits gemacht sind. Man darf keine Angst haben, nicht vor dem Apparat und nicht, wenn Neonazis im Büro aufmarschieren. Gerade weil ich als eloquenter Querkopf auftrat, wurde ich bei der Wende zum politischen Seiteneinsteiger. Plötzlich brauchten sie solche Leute. Umgekehrt war auch die Rezeption rhetorischer Finessen wichtig in der DDR. Zum Zeitungslesen musste man ein Sensorium für Zwischentöne haben. Auch das Theater bot eine Ersatzstruktur: Wenn sich das Tor bei «Nabucco» öffnete, klatschten alle.

An den Basler Dokumentartagen geht es um den Einbruch des Realen auf der Bühne; der Blick geht in die umgekehrte Richtung.

Ich habe hier «Loin...» von Rachid Oumardane gesehen, der abstrakten Tanz mit harten Foltergeschichten mischt. Theater darf das, dieses Unzugängliche, Schillernde. Politik darf das nicht. Poli-



«Politiker sind Regisseure und Übersetzer», sagt Gregor Gysi. Foto: Peter Rigaud («Stern»), Laif

tiker sind Regisseure und Übersetzer, Juristen auch, und wir fragen stets: Zu wem spreche ich? Dann wird die Ansprache für die Zielgruppe massgeschneidert. Mal spricht man für die Kollegen und versucht, mit Jargon zu beeindrucken. Wenn ich als Anwalt mit dem Begriff «Putativnotwehr» hantierte, war das nicht für den Mandanten gedacht. Der bekommt seine eigene Übersetzung. Im Bundestag wiederum lohnt es sich nicht, für die Abgeordneten zu sprechen; die Meinungen sind eh gemacht. Wir sollten an die alleinerziehende Lidl-Kassiererin mit den zwei Kindern denken, die eine Minute Zeit für die «Tageschau» aufbringt. Füllt man diese Minute mit «Veräusserungserlös-Gewinnsteuer», hat man es vermässelt.

Veräusserungserlös-Gewinnsteuer?

Das Gesetz wurde mal so geändert, dass der Bäcker auf seinen Gewinn doppelt bezahlt und die Deutsche Bank, als Kapitalgesellschaft, nur die Hälfte. Rhetorik heisst auch «anschaulich machen»: Als ich im Bundestag mit dem Bäcker-Beispiel die Änderung kritisierte, haben selbst ein paar Parlamentarier erstmals begriffen, was sie da anrichteten. Leider ging das Gesetz trotzdem durch.

Haben solche Vereinfachungen nicht auch etwas Unlauteres?

Man kann mit Rhetorik Missbrauch treiben, keine Frage. Wenn man an die niedersten Instinkte appelliert, ist das übel. Doch wenn man schlicht Abstraktes konkretisiert, ist das kein Missbrauch. Schon

der Begriff «Rhetorik» hat, völlig zu Unrecht, ein Gschmäcke. Während in den USA quasi jede Uni einen Rhetorik-Lehrstuhl hat, gabs in der alten BRD nur den einen von Walter Jens in Tübingen; und in der DDR gar keinen. In der heutigen BRD gibt es genau zwei.

Hat Peer Steinbrück darum so viele rhetorische Fehler gemacht?

Ich bin nicht sicher, dass es rhetorische Fehler waren. Steinbrück pflegt die falschen Beziehungen. Er meint, er müsse mit den Managern kuscheln. Da ist er in die neoliberale Zeitgeist-Falle getappt. 2005 brachten wir die «Soziale Frage» in den Diskurs ein: Das war eben nicht bloss rhetorisches Kleingeld. Es geht um die Inhalte. Von 1998 bis 2012 hat sich das Vermögen in der BRD auf 10 Billionen Euro verdoppelt. Doch den unteren 50 Prozent gehören nur 1 Prozent davon; 1996 waren es noch 4. Wir müssen die Ausgebooteten erreichen, ihnen klarmachen, was da läuft.

Bei Stuttgart 21 hat sich ja der Wutbürger selbst Gehör verschafft.

Es ist spannend, dass dieser Protest aus der Mitte der Gesellschaft kam. Leider verweigert sich die Politik oft dem Gespräch; das ist in der Schweiz anders. Das Vertrauen in wirtschaftsfreundliche Politik ist freilich geblieben: Die Bosse sind zu weit weg. Der Taxifahrer regt sich nicht über Ackermann auf, sondern über die Hartz-IV-Empfängerin nebenan, die fast so viel Geld hat wie er. Ich glaube, dass wir Augen öffnen müssen.

Also mehr Steuern für die Reichen?

Aber klar. Ich frage die Reichen immer: «Wollen Sie von Armut umgeben sein?» – und antworte: «Ich nicht.» Selbstironie ist übrigens rhetorisch ein Türöffner. Der funktioniert sogar, wenn ich vor Leuten der Deutschen Bank spreche.

Es gibt viel Rhetorik rund um die gekauften Steuer-CDs.

Es ist schade, dass wir an Kriminelle Geld bezahlen, aber verständlich. Wir brauchen eine Steuerpflicht, die an den Staatsbürger gebunden ist, und eine Informationspflicht der Banken. Der Diskurs kann sich ja wandeln. So wollten die Industriestaaten einst Steueroasen wie Zypern, aber jetzt nicht mehr. Nun brauchen wir für Zypern einen Marshallplan statt Sozialabbau. Wie soll das Land sonst je die Darlehen zurückzahlen?

Die Schweiz ohne Bankgeheimnis: Braucht sie auch einen Marshallplan?

Das Einzige, was definitiv nicht passiert, ist, dass die Schweiz zusammenbricht.

Ist dafür der Euro am Ende?

Man hätte ihn so nicht einführen sollen, ohne die Löhne, Steuersysteme etc. anzugleichen. Das war ein Etikettenschwindel. Aber nun gibt es kein Zurück mehr.

Gregor Gysi (geb. 1948) ist Fraktionsvorsitzender der Partei Die Linke im Deutschen Bundestag. 1989 bis 1993 war er Vorsitzender der SED-PDS bzw. PDS, die 2007 in Die Linke einging. In Basel untersuchte er seine eigene Rhetorik.

Skandalkünstlerin Ellen Cantor ist tot

Die US-Künstlerin hielt 1995 Zürich in Atem, als der damalige Stadtpräsident Josef Estermann eine Ausstellung von ihr stoppte.

Von Simone Meier

Sie liebte Porno. Und Zürich war dafür zu prüde. Im Oktober 1995 flackerte der Name Ellen Cantor plötzlich durch alle Schweizer Medien, vor allem der «Blick» hatte viel Freude am Skandalpotenzial der damals 32-jährigen Amerikanerin mit den langen blonden Haaren, der damals so angesagten Aura des «Heroin Chic» und ihrer Kunst. Die hätte nämlich im Kleinen Helmhaus gezeigt werden sollen, es war eine Art erotischer Lesbencomic, den Cantor mit Bleistift, Neonmarkern und Dispersion auf die weissen Helmhaus-Wände gezeichnet hatte, ergänzt mit Fotos und einem Video.

Doch dann kam der damalige Stadtpräsident Josef Estermann und sagte, die Kunst erfüllte den «Tatbestand der Pornografie», und Ellen Cantors Ausstellung «Oh Pain Oh Life» wurde gar nie eröffnet. Das war natürlich ein Witz. Oder zumindest ein Missverständnis. Denn wer Ellen Cantor kannte, wusste um die Zartheit ihrer Darstellungen, um die Transformation von pornografischem Realismus ins Märchenhafte. «Ellen Cantors Werk», sagt Helmhaus-Direktor Simon Maurer, der Cantor damals kuratierte, «zeichnet sich durch seinen vielschichtigen Umgang mit dem Thema der Sexualität aus: Zugleich witzig und voll hartem, süßem Ernst bewegt es sich auf den viel verzweigten Erfahrungspfaden der Sexualität. Und sehnt sich paradox nach ewiger Jungfräulichkeit.»

Märchen nur für Erwachsene

Die 1961 in Detroit geborene Ellen Cantor hatte all dies immer schon zum Mittelpunkt ihres Schaffens gemacht, schon ganz früh, als sie im berühmten New Yorker Chelsea Hotel wohnte, wo auch Künstler wie Patti Smith und Robert Mapplethorpe ihre erste Heimat fanden. Ellen Cantor hörte Blondie und malte Pornomärchen. Später wanderte sie nach London aus, zeigte ihre Kunst in vielen europäischen Städten, doch nur Zürich hatte Probleme damit. Jedenfalls 1995. Vier Jahre später zeigte die Galerie Scalo hier ihre «Erwachsenenversion» (Cantor) des Märchens von der Schneekönigin, 2004 waren ihre Barbie-Inferno-Installation «Death Valley» und andere in der Galerie Judin Belot zu sehen. Neben den Zeichnungen schuf sie viele Videos, ihr berühmtestes heisst «Pinochet Porn», eine Parabel über das Erwachsenwerden unter Pinochet.

Bereits am Montag meldete ihr Freund und Kurator Pablo de la Barra ihren Tod auf Twitter. Über die Umstände ist bis jetzt nichts bekannt. «Ich wuchs mit Walt Disney und dem Glauben an die unbegrenzten Möglichkeiten der Welt auf», sagte sie 2004 im «Tages-Anzeiger». «Das Bild, das mir von ihr bleibt», sagt Simon Maurer, «ist, wie sie in einem silbernen Minirockchen mit neonorangem Abschluss durch einen Märchenwald von Maloja stakst.» Ein Mischwesen aus Mädchen und Bambi. Und bis zuletzt stärker als alle beide.

Video auf www.tagesanzeiger.ch/kultur

Schweizer Filme in Cannes

Im offiziellen Programm der Filmfestspiele in Cannes findet sich zwar einmal mehr kein Schweizer. Der erst 27-jährige Romand Basil Da Cunha jedoch hat es in eine prestigeträchtige Nebensektion geschafft. Nach drei Kurzfilmen läuft nun auch sein erster langer Spielfilm «Até ver a luz» («Après la nuit») im Rahmen der Quinzaine. Gleiches gilt für den Dokumentarfilm «L'escal» des im Iran geborenen Schweizer Kaveh Bakhtiari. Die Filmfestspiele in Cannes werden am 15. Mai mit Baz Luhrmanns «The Great Gatsby» eröffnet. (TA)